

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1955

1 (1955)



UNSERE

HEIMAT

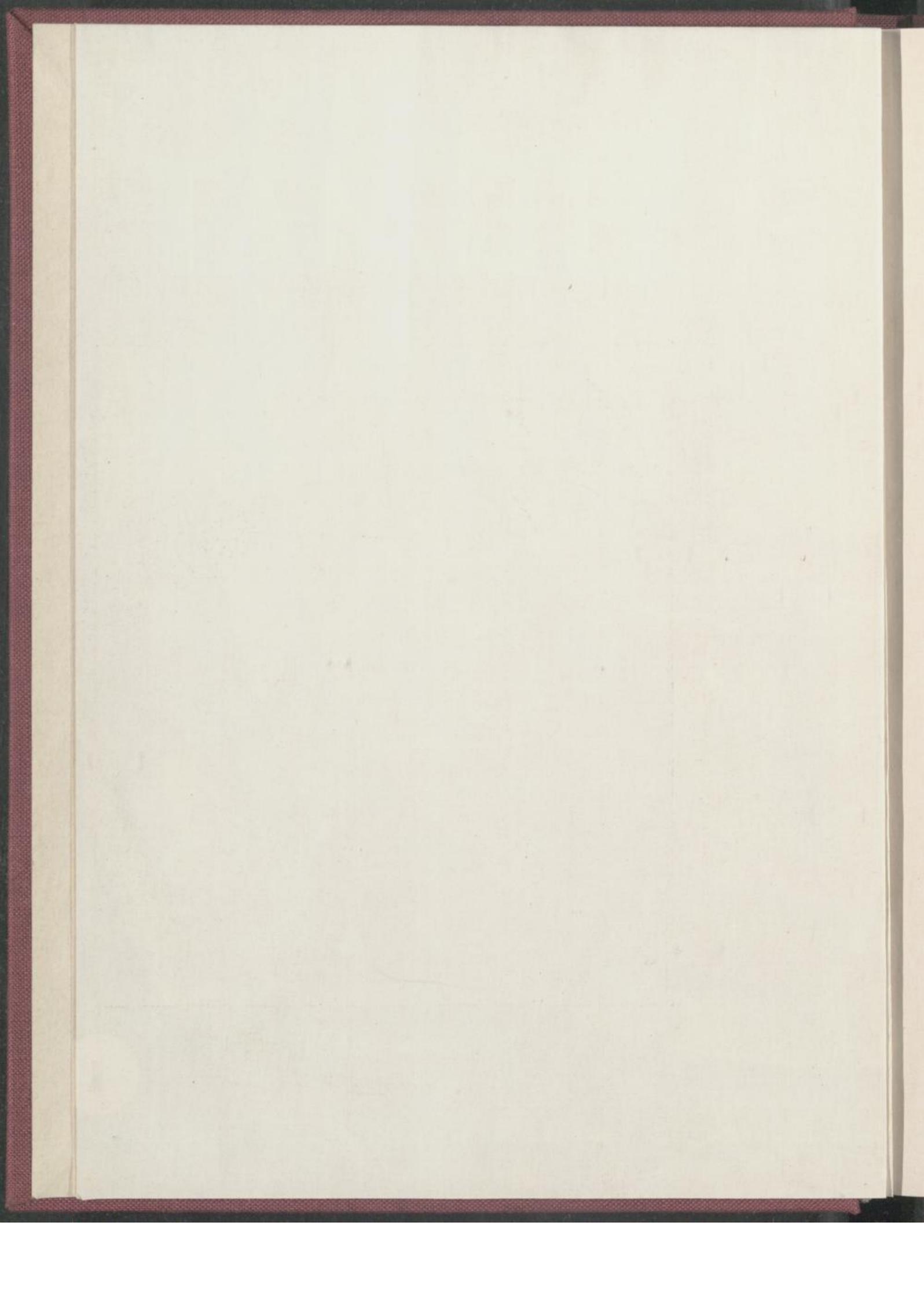
AUS DEM KULTURLEBEN UND DER GESCHICHTE DES KREISES PERLEBERG



HERAUSGEBER:

KULTURBUND ZUR DEMOKRATISCHEN ERNEUERUNG DEUTSCHLANDS
KREISLEITUNG PERLEBERG UND RAT DES KREISES ABTEILUNG KULTUR

1



Zum Geleit

Wir glauben, den Wunsch vieler zu erfüllen, wenn wir mit einer Zeitschrift vor die Öffentlichkeit treten, in der unsere Heimat zu Worte kommt. Gegen alle Überfremdung, die dem Westen unseres Vaterlandes von den USA her droht, setzten wir einen Patriotismus, der nichts von Haß und Überheblichkeit gegen unsere Nachbarvölker weiß, sondern ihre Achtung einschließt. Patriotismus kann aber nur aus einer echten Liebe zur Heimat erwachsen. Und wir werden sie um so mehr lieben, je besser wir sie kennen. Die Artikel, die in unserer Zeitschrift erscheinen, sollen unsere Heimat kennen lehren. Wir werden Aufsätze geschichtlichen, geographischen, geologischen Inhalts bringen. Wir werden über die Fauna und Flora unseres Kreises berichten und über die Fortschritte gesellschaftlicher Art, die sich in ihm vollzogen haben.

Wir hoffen, daß unsere Zeitschrift nicht nur Leser in allen Schichten der Bevölkerung finden wird, sondern daß auch die Kenner unseres Kreises Mitarbeiter werden und sich uns zur Verfügung stellen.

DIE REDAKTION

Der Roland von Perleberg

Im Titelbild unserer neuen Heimatzeitschrift, die sich heute in ihrer ersten Nummer vorstellt, wird neben den Symbolen der werktätigen Gegenwartsarbeit unseres Kreises auch ein Zeichen aus vergangenen Zeiten, aus der Geschichte unserer Heimat stehen: Der Roland von Perleberg! Ihm, der überdies in letzter Zeit die Gemüter stark bewegte, sei darum der erste Artikel in dem neu geschaffenen Heimatblatt unseres Kreises gewidmet.

*

Als wir vor ein paar Monaten dabei waren, unseren Perleberger Roland zu versetzen, sagte eine Frau zu mir: „De Kerl mütt doch allerhand mokt hem, det he sön grotet Denkmol kreg'n het, un det se sik hüt noch so völ Wunner mit em moken.“ Ich hielt ihr einen kleinen geschichtlichen Vortrag über den steinernen Mann von Perleberg. In diesem Artikel sei nun dasselbe getan, jetzt allerdings etwas gründlicher und systematischer.

Der Roland ist also kein Denkmal. Er ist ein Symbol. Sein Namensgeber war aller Wahrscheinlichkeit nach der karolingische Roland, der einst im Jahre 778 im Tal von Roncesvalles als Wächter des Reiches mit seinem Schwerte Durendart die Feinde bis zu seinem Tode aufhielt. Der tapfere Held wurde in Liedern viel besungen. Darüber hinaus wurde Kaiser Karls treuester Wächter und Paladin bald zum Symbol des Wächters und Hüters schlechthin. Vor dem Dom zu Verona steht sein Standbild, in Marmor gemeißelt, seit bald einem Jahrtausend wachhaltend im Portal. Das Schwert mit der Inschrift „Durindarda“ trägt er erhoben in der Hand. Auf vielen Plätzen und an manchem Rathause Deutschlands stand er auch bald. Auch hier hatte sein Standbild, meist holzgeschnitzt oder in Stein gemeißelt, durch Jahrhunderte dieselbe Wächteraufgabe. Sein eigentliches Verbreitungsgebiet war der norddeutsche Raum. Viele Rolande sind im 30jährigen Kriege ein Opfer der Zerstörung geworden. Zu Anfang des zweiten Weltkrieges gab es in Deutschland noch insgesamt 19 Rolande, ein Teil davon war noch hölzern. Manch einen wird auch dieser Krieg noch zerstört haben. Es ist darum doppelt verständlich, wenn die Perleberger an ihrem Roland hängen. Zumal er unbestritten einer der stattlichsten, eindrucksvollsten und männlichsten ist.

Was hat es nun für eine Bewandnis mit dem Roland? Es ist viel darüber geschrieben worden. In einem sind sich alle Forscher einig: Die Rolandssäule bringt zum Ausdruck, daß sie in dem Orte, wo sie aufgestellt war, über irgendwelche verliehenen Sonderrechte und Privilegien zu wachen hatte. Sei es auf dem Gebiete des Marktwesens, der Handels- und Stapel-

rechte, oder sei es auf dem Gebiete der Gerichtsbarkeit. Die meisten Historiker neigen letzterer Deutung zu. Sie beweisen das aus allerdings recht dürftig vorhandenen Urkunden und aus der Tatsache, daß die Rolande meist an der offenen Gerichtslaube der alten Rathäuser standen. Nach der Meinung dieser Geschichtsforscher ist daher die Rolandfigur das Zeichen der höheren Gerichtsbarkeit, das zumeist auch das Halsrecht einschloß, gewesen.

Welche Spuren zeigt in dieser Beziehung der Perleberger Roland in der Geschichte unserer Stadt und unserer Heimat? Perleberg war in der Askanierzeit und besonders nach dem Anschluß an die Hanse reich und mächtig und die Hauptstadt der Prignitz geworden. Es strebte, durch Jahrhunderte von klugen Männer geleitet, nach immer größerer Selbständigkeit und nach Erringung von Rechten, die sonst nur den Fürsten und dem Adel vorbehalten waren. Dazu gehörte auch das Gebiet der Rechtsprechung. Diese geschah damals durchweg nach dem sogenannten Sachsenrecht, das uns um 1230 Eyke von Repkow in seinem „Sachsenspiegel“ niedergeschrieben hat. Es war eine Rechtsprechung unter freiem Himmel und unter Anteilnahme des Volkes. Ein steinerner Richterstuhl aus dieser Zeit steht noch heute in Krampfer. Später, als Urkunden und Protokolle dazu kamen, wurde, um störende Witterungseinflüsse abzuhalten, über die Gerichtsstätte die sogenannte Gerichtslaube gebaut. Diese war von allen Seiten offen, eben um dem Volke die Anteilnahme zu ermöglichen. Als Perleberg um 1300 den alten Teil des jetzigen Rathauses erbaute, schuf es sich auch eine solche offene Gerichtslaube. Unter ihm war der alte, heute leider als solcher nicht mehr benutzte Ratskeller, über ihm der Remter, in dessen prächtigem Gewölbe 1420 die Hohenzollern im sogenannten „Perleberger Frieden“ im norddeutschen Raum anerkannt wurden. Der offene Gerichtslaubenbau, der heute leider mit Fenstern vermauert ist, diente nach altem Sachsenrecht wohl noch sehr lange der Rechtsprechung, denn 1577 wird der Stadt Perleberg vom Landesfürsten eine Rüge erteilt, daß sie noch immer nicht zur Rechtsprechung nach dem sogenannten „Römischen Recht“ übergegangen sei. An der Ecke dieser Gerichtslaube dürfte auch der alte hölzerne Roland gestanden haben, der 1498 im sogenannten „Roten Buch“, dem ältesten Stadtbuch Perlebergs, erwähnt wird: „Item de Rolanth kostede baven twyntich mark, den meister tho lone vefteygen marck mede gerekent mit aller kostinge“.

Es ist interessant, die uns in der Überlieferung erhaltene Geschichte um diesen Roland kennenzulernen, und darum sei sie hier wiedergegeben. Die Herren des Ländchens Cumlosen, 1246 erstmalig genannt, waren Inhaber der höchsten Gerichtsbarkeit. Als der junge Vritzo de Cumlose infolge

seiner Raubrittertaten vom Herzog Albrecht von Mecklenburg im Jahre 1354 zur Rechenschaft gezogen wurde, war nicht nur sein eigenes Schicksal, sondern auch das seiner festen Burg Cumlosen besiegelt. Sie wurde vollständig zerstört und dem Erdboden gleichgemacht. Heute erinnert nur noch der sogenannte „Rote Acker“, in dessen Boden sich hier und da Ziegelsteinreste finden, an sie. Der Cumloser Roland aber war erhalten geblieben. Um diese Zeit erwarb das aufstrebende Perleberg vom Landesherrn das „Oberste Gericht“. Ludwig der Römer verpfändete den Perlebergern 1359 das oberste Gericht für 30 Pfund brandenburgische Pfennige mit der Beurkundung: „Sie sollen es haben und friedlich behalten solange, bis daß wir ihnen wiedergeben 30 Pfund.“ Die Perleberger wünschten sich also, um ihr neues bedeutungsvolles Privileg auch äußerlich sichtbar zu machen, einen Roland, die Cumloser hatten einen über. Nun saßen, wie unsere Historie berichtet, die Cumloser „Fischwiewer“, die regelmäßig in ihren Kiepen nach langem, hunger- und durstmachendem Fußweg die von ihren Männern in der Elbe gefangenen Fische nach Perleberg brachten, dort in den Gasthäusern sehr in der Kreide. Die Perleberger drängten auf Bezahlung. Da haben die Cumloser Männer ihre Weiber wieder ehrlich gemacht, indem sie kurzerhand ihren schweren eichenen Roland nach Perleberg verkauften. Der Rat der Stadt holte ihn ab und regelte aus dem Stadtsäckel die Forderungen der Wirte.

Sei dem, wie ihm sei: die Perleberger waren stolz auf ihr erworbenes Privileg und auch auf ihren aufgestellten Roland. Sie wahrten ihr Recht des obersten Gerichts und ließen es sich, zahlungsfähig wie sie waren, in der folgenden Zeit von den jeweiligen Landesfürsten, die anscheinend immer in Geldnot waren, stets erneut bestätigen. Sie übten ihr Recht auch konsequent gegen ihre früheren Herren aus. 1479 sperren sie sogar den Ritter Johannes Gans, einen Nachkommen ihres gleichnamigen Stadtgründers, in den Turm und ließen ihn, nachdem er mürbe war, Urfehde schwören. 1542 aber, als bei den Junkern der Prignitz immer noch die Losung galt: „Reiten und Rauben ist keine Schande, das tun die Besten im Lande“, schnappten sie den Ritter Hans von Wartenberg aus Nebelin, der ihre Kaufmannswagen erleichtert hatte, und machten ihm kurzerhand den hochnotpeinlichen Prozeß. Am „Dienstag nach Andrä“ desselben Jahres richteten sie ihn, trotz aller Protestaktionen des gesamten Adels, vor der Gerichtslaube angesichts des Rolands mit dem Schwerte hin. Der Kurfürst Joachim II. hatte ihnen gegen alle Einsprüche des Adels den Rücken gestärkt. Er mußte sich dafür von diesem an die Tür schreiben lassen: „Jochimken, Jochimken hüde di, fange wi di, so hange wi di!“ — Der Roland aber hatte sich für unsere Stadt als ein mächtiger Schirmherz

erwiesen. Unter seinem Zeichen war Ruhe und Ordnung im Land, das Gesetz regierte und nicht Wegelagerertum und Faustrecht, Handel und Wandel gediehen, und der Wohlstand blühte.

Unter dem erwähnten Kurfürsten Joachim II. wurde in Brandenburg die Reformation eingeführt. 1539 setzte sie sich in Perleberg durch. Der Bürgermeister Konow war hier ihr Wegbereiter. Neben den weltanschaulichen gab es dabei auch Motive materieller Art. Die Stadt lag im Streit mit dem Bischof von Havelberg. Sie unterstützte daher das Bestreben des Kurfürsten, dem das reiche Bistum Havelberg auch verlockend genug war. Nach geglücktem Vorhaben mußte Palmus Mechow am 4. Dezember 1539 in Perleberg den letzten Gottesdienst nach altem Ritus in der einst an der Jakobikirche angebauten Marienkapelle halten. Der Kurfürst machte seinen siebenjährigen Enkel zum Bischof und damit Nutznießer der fetten Pfründe von Havelberg, die Stadt Perleberg aber belohnte er mit der Verleihung eines Landgerichtes. Erster Landrichter wurde der oben erwähnte tatkräftige Bürgermeister Johannes Konow. Das war eine gewaltige Etappe in der Fortentwicklung der Stadt und in der weiteren Entfaltung eines freien selbstbewußten Bürgertums auch in Perleberg. Die Umwandlung vom Stadt- zum Landgericht wirkte sich bald drastisch aus und wurde eisern gefestigt in der erwähnten Hinrichtung des Ritters Hans von Wartenberg im Jahre 1542. Diese Machtsteigerung mußte dann auch äußerlich einen noch stolzeren und sichtbareren Ausdruck finden. So ist anzunehmen, daß aus diesem Grunde vom Rate der Stadt einem bedeutenden Steinmetzen der Auftrag zur Herstellung unseres heutigen stattlichen steinernen Rolands gegeben wurde. Der uns leider unbekannteste Meister vollendete sein Werk 1546. Er schuf ein Standbild, das mit Sockel und Figur die Höhe von 5,55 m hat — die Figur allein 3,82 m —, das zwar aus 16 Teilen besteht, das aber in seinem Aufbau und in seiner proportionalen Symmetrie wundervoll geschlossen und überaus imposant wirkt und das sachverständige Kunsthistoriker und Bildhauer noch heute zur rückhaltlosen Bewunderung zwingt. Auch das ist mit ein Grund, warum die Perleberger noch heute so stolz auf ihren Roland sind und ihn schöner als die anderen noch vorhandenen finden.

Es ist anzunehmen, daß der steinerne Roland zunächst auch wieder seinen Platz in dem schönen Winkel zwischen Rathaus und Kirche an der alten Gerichtslaube erhielt. Den 30jährigen Krieg und vor allem den grausigen „Schwedentag“ im November 1638 wird er dort erlebt haben. Dort sind ihm vielleicht auch aus den Donnerbüchsen betrunkenener Landsknechte die acht bis zehn Bleikugeln in die linke Gesichtseite geschossen worden, die ihm die Ohrmuschelhaube völlig zerstörten und auch dem Bart einen tiefen

Sprung beibrachten. Um 1700 soll dann der Überlieferung nach der Roland auf seinen jetzigen Standort, den Marktplatz, gebracht worden sein. Diese Überlieferung berichtet von Schleifspuren, die beim Transport über den Marktplatz entstanden sein sollen und dort noch sehr lange zu sehen gewesen seien. Diese Spuren werden wahrscheinlich von der „Schlöpe“ hergerührt haben, auf der die Stücke einzeln über den ganzen Markt befördert wurden. Die Aufrichtung am neuen, repräsentativeren und für die Öffentlichkeit sichtbarerem Standort geschah aber, wie sich jetzt bei der Umsetzung herausstellte, recht mangelhaft, wenigstens was das Fundament anbelangte. Die zum Teil recht beschädigten Grundplatten wurden einfach auf ein mit Feldsteinen, Ziegelbruch, Papierresten und sonstigen Abfällen ausgefüllte Grube gelegt. Dies wurde dann in unserer Zeit mit einer Ursache dafür, daß der schwere steinerne Mann in seinen Grundfesten wankte. — Der älteste erhaltene Perleberger Stadtplan, der von 1726, zeigt den Roland schon an seinem jetzigen Standort. Interessant ist dabei, daß außer einigen Brunnen in der Nähe des Rolands auch ein kleines Häuschen eingezeichnet ist. Es steht direkt neben ihm. Über seine Bedeutung ist man sich nicht im klaren.

Der Roland hat nun fortan mehr von der Geschichte dieser Welt miterlebt als in seinem bisherigen stillen Winkel. Er sah mit dem Blick über den weiten Marktplatz das fernere Geschehen unserer Stadt in einer größeren Perspektive. Manches stadthistorisch wichtige Ereignis, daß sich unmittelbar vor ihm auf dem großen Marktplatz abspielte, hat er nun schauen dürfen. Er sah den Einzug der Franzosen 1806; er spürte die gewaltige Hitze des großen Brandes von 1807, der die eine Seite des Marktplatzes völlig in Asche legte; an ihm rollte die Reisekutsche des in Perleberg verschwundenen englischen Diplomaten Lord Bathurst vorbei und auch die des 1848 auf der Flucht befindlichen Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen Kaisers Wilhelm I. Er sah alles mit steinernem, ungerührtem Antlitz. Er ließ auch manches persönliche Geschehen unbeeindruckt über sich ergehen. Das heißt, so ganz doch nicht. Wenn durch die Jahrhunderte die Generationen Perleberger Jungen an ihm herumturnten, so zerstörten sie mit ihren Füßen die kostbaren figürlichen Reliefs an seinem Sockel, die mancherlei Deutung erfahren hatten. Es waren nackte, puttenähnliche Gestalten, die nach diesen Deutungen u. a. die erste Gesetzesübertretung von Adam und Eva im Paradies, den Roland, wie er sein Horn Olifant blies und einen Wagenhalter mit dem achtstrahligen Perleberger Perlenstern im Rahmen dargestellt haben sollen.

Auch daß dem Roland ein paar übermütige Ulanenfähnliche in einer Zechernacht mit dem Pallasch die Nase abschlugen, empfand er verletzend. Sie

mußten ihm daher nicht nur eine neue ansetzen lassen, sondern auch ein für damalige Verhältnisse recht ansehnliches Schmerzensgeld von 700,— Mark zahlen. Jeden netten harmlosen Ulk jedoch ließ er sich schmunzelnd und nachsichtig gefallen. So, wenn ihm die Turner in nächtlicher Stunde einen mächtigen Eichensiegerkranz um den Hals hingen, oder wenn ihm andere feuchtfrohliche Kneipbrüder ein Achtel Bier unter den Arm steckten oder ihm ein großes weißes Nachthemd über den Kopf zogen. Die Perleberger hatten dann morgens eine besondere Freude an ihrem alten treuen Roland. Der Stadtpolizist aber, der zwar nur ein Auge hatte, der aber trotzdem seiner Wachsamkeit wegen den Namen „Falkenauge“ trug, erwischte manch einen der übermütigen Missetäter, und der Stadtkämmerer freute sich.

Die Popularität, die der steinerne Mann von Perleberg weit und breit genoß, wurde von der stillen Liebe der Bürger seiner Stadt getragen. Aber zu ihr gesellte sich auch manche innige und feste Freundschaft von Verehrern, die seinetwegen oft von weither hierher kamen. Sie plauderten dann in Artikeln und Büchern über ihn, zeichneten und fotografierten ihn. Am bewegendsten war wohl das feste Band, das einen Berliner Künstler mit dem Perleberger Roland seit der Zeit verband, als er als junger Soldat in Perleberg auf dem Großen Markt unmittelbar neben ihm im ersten Stock ein Stübchen hatte. Jeden Morgen beim Erwachen grüßte er seinen steinernen Freund. Und abends, wenn beim Sinken der Sonne das Abendrot dem alten Mann einen hellen Schein übers Gesicht legte, träumte er zu ihm hinüber und erlebte um ihn die Geschichte der alten Stadt. Als er dann im besten Mannesalter frühzeitig auf das Sterbebett mußte, formten in erschütternder Liebe seine feinen Künstlerhände im fernen Berlin nach den ihm vom Freund überbrachten Detailfotos als letztes Lebenswerk den Roland von Perleberg.

In der Entwicklung der „modernen“ Zeit waren die Menschen dem Tempo verfallen, und das Sichbeschäftigen mit Dingen, die doch der Vergangenheit angehörten, dünkte ihnen müßig und wenig nutzbringend zu sein. Das spürten auch der Roland und die vielen anderen kostbaren Stücke, die sich aus dem Kulturgut unserer Väter zu uns hinüberzuretten versucht hatten. Da stieg der steinerne Mann eines Nachts entschlossen vom Sockel! An der Spitze seiner Leidensgenossen marschierte er über den mondbeschiedenen Großen Markt. Da hat ihn die kleine Dott, das in der Johannisnacht verzauberte Prignitzer Mädels, gewuchtig daherstampfen sehen, umgeben von zierlichen Figuren, von alten Heiligen und Kriegsknechten, von Wetterfahnen, Innungszeichen und feingeschnittenen Buchstaben aus den Spruchbalken der alten Häuser. Auch der König mit Zepter und Krone war dabei und die zierliche Eva aus dem Paradies, leicht geschürzt und mit lockendem,

rotbackigem Apfel in der Hand. Das war auf dem Marktplatz „ein Stampfen und Trippeln und Gleiten von Füßen aus Stein und Holz und Messing und Ton“! Sie zogen gemeinsam vor das Haus von Wilhelm Ratig, und der Roland klopfte mit seinem langen Schwert dort oben ans Fenster. Dem herausschauenden alten Herrn erzählte er mit bewegten Worten, wie man die schönen Tore der Stadt zerstört habe, die alten Stadtmauern abbrach und wie man vieles, was einst mit Fleiß und Mühe, mit Lust und Liebe geschaffen wurde, in Unverständnis vernichtete. Er bat um Hilfe, daß das letzte unersetzliche Erbe der Väter nicht auch zum Gerümpel geworfen werde. Das freundliche Lächeln im Antlitz des Zuhörenden zeigte, daß die geschichtlichen Schätze unserer Stadt nun einen Hüter und Heger gefunden hatten. Die Worte Goethe's: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“ galten wieder.

Als Perleberg 1939 seinen siebenhundertsten Stadtgeburtstag feierte, da war der älteste Bürger der Stadt natürlich auch dabei. Sein Name gab dem Festspiel den Titel, und die „Rufe des Roland“ ließen die bewegte Geschichte Ferlebergs mit ihren Höhen und Tiefen lebendig werden. Am Festsonntag aber, dem Glanzpunkt der Feierlichkeiten, zog er dann an der Spitze des historischen Festzuges durch die festlich geschmückten und von Tausenden von Heimatfreunden umsäumten Straßen der alten Hauptstadt der Prignitz.

Der zweite Weltkrieg, der unser deutsches Vaterland zerbrach, rüttelte auch an den Grundfesten unseres Roland. Ein schwerer Panzer hat ihn wohl gedrückt: die Klammern im Sockel waren zerrissen, die ganze Figur hatte sich gedreht und war aus dem Lot geraten. Wieder war ihm auch eine Kugel ins Gesicht geschlagen. Der Nöte und Sorgen nach dem Kriege waren viele; so dachte man nicht sonderlich an die Beschwerden des alten Herrn. Auch von seinem 400. Geburtstage nahm man nicht viel Notiz. Bis dann im Zuge der allmählichen Gesundung und des Wiederaufbaues auch für den Roland das Interesse wieder lebhafter wurde. Die Interzonenstraße war gekommen und mit ihr der ununterbrochene Verkehr der schwersten Lastzüge, die unmittelbar an seinem Rücken vorbeidonnerten. Eine stete Gefahrenquelle war das für das sowieso schon aus dem Gleichgewicht geratene Wahrzeichen der Stadt. Dies alles drängte zur Tat, zumal dem 400jährigen Herrn, wie man das bei näherer Untersuchung feststellte und was bei seinem Alter auch weiter nicht verwunderlich war, doch schon recht bedenklich der Kopf wackelte. Sogar die Ersatznase zeigte Abtrennungstendenzen und drohte, sich wieder selbständig zu machen.

Die Stadtverwaltung und die Beauftragten der staatlichen Denkmalspflege gingen mit aller Behutsamkeit und Sorgfalt zu Werke. Als Gutachter wurde

einer der sachkundigsten Bildhauer aus Dresden herbeigeht, und in den Zeitungen erschienen Artikel, die eine Grundlage für die Diskussion der Bevölkerung bilden sollten. Im überfüllten Saale fand dann dieser Ausspracheabend statt. Er wurde durch ein Referat eingeleitet und auch durch Vorführung von Lichtbildern, die die insgesamt neun vorgeschlagenen verschiedenen neuen Standortmöglichkeiten in ihrer Wirkung aufzeigten. Man hatte einen nachgebildeten Roland wandern lassen, ihn in der jeweiligen Umrahmung fotografiert und davon Diapositive hergestellt. Die „Wissenschaftler“ wollten das alte Symbol gern wieder an seinen früheren einst zweckgebundenen geschichtlichen Standplatz, eben die Gerichtslaube, setzen; das „Volk“ aber wollte den Roland als weithin sichtbares Wahrzeichen der Stadt und ihrer Geschichte weiterhin auf dem Großen Markt belassen, damit ihn auch fernerhin die Interzonenfahrer bewundern konnten. 15:1 siegte das Volk. Von den 16 Diskussionsrednern dieser lebhaften und zum Teil recht temperamentvollen Aussprache, der es auch an derbem Humor nicht mangelte, war nur einer für die „Wissenschaftler“. An den Stammtischen und an allen möglichen anderen Orten und Ecken folgten dann weitere, oft recht leidenschaftliche und drastische Debatten. Bei dem heftigen Für und Wider kam es vor, daß sich mancher dabei einen zünftigen Rausch antrank und daß sich dann die Gemüter nur noch um so mehr erhitzten. Die Perleberger lieben eben ihren Roland sehr.

Endlich war es nun soweit! Fachkundige und gewissenhafte Handwerker unserer Stadt gingen an die Arbeit. Es wurde ein paar Schritte vor dem Roland zunächst ein neues solides Fundament in den Boden gebracht; dann entstand ein großes Holzgerüst um den steinernen Recken mit Eisenträgern und Flaschenzügen. Und schließlich ging der entscheidende Handwerker, der Steinmetz, daran, die oberen Teile abzubauen. Das alte Haupt, von leichten grünen Flechten wie von feiner Patina der Jahrhunderte überzogen, durfte sich für ein paar Tage zu einer stillen Ruhe auf die Seite legen. Es durfte sich dabei auch einmal aus allernächster Nähe betrachten und bewundern lassen. Man sah genauer die alten Narben von einst und auch die der neueren Zeit. Man sah die Vertiefung im Haupt, die ehemals wohl eine Helmzier getragen hatte. (Der Roland von Brandenburg trägt in einer ähnlichen Kopfmulde das sogenannte Donnerkraut, das nach altem Glauben mit seinen kleinen Blüten, die rot sind wie der Bart Donars, ein Schutzmittel gegen die Gefahren des Himmels sein soll). Man konnte sich auch eingehender und voll Hochachtung an der sauberen Bildhauerarbeit seines Schöpfers erfreuen. Und man konnte schließlich erkennen, daß das aus der Ferne so streng aussehende steinerne Gesicht einen feinen Zug von Güte, ja fast von ein wenig Schalk um den leicht schmunzelnden Mund

trägt. Ist nicht der Roland auch hier wieder ein Symbol? Etwa in der Art daß der Richter und Rechtshüter, der Strenge mit Güte und Humor zu paaren weiß, der weiseste ist?

Die abgebauten oberen Teile wurden sorgfältig überprüft und alle Schäden wurden ausgebessert. Der gesprungene Nacken erhielt eine Klammer, und die Nase wurde neu befestigt. Den stehengebliebenen Sockel mit der unteren Hälfte der Figur zogen dann nach ein paar Tagen die um den Kandelaber gespannten Flaschenzüge langsam aber sicher von dem bisherigen Stand und von der gefahrbringenden Straße hinweg. Gut dirigiert landete der gezogene Teil auf dem neuen Fundament. Viele Zuschauer wohnten, wie auch an den Tagen zuvor, dieser Arbeit und dem Umzuge des Roland bei. Neuere und längere Dübel waren eingesetzt, besonders für das Haupt. So konnte dann nach gelungener Operation alles wieder ordnungsgemäß zusammengebaut werden, und nach Verlauf einer guten Woche konnten die Bürger der Stadt ihren getreuen Eckart, befreit von Gerüst und Nasenbandage, wieder in alter Stattlichkeit und Schönheit und als alten Vertrauten begrüßen. Besonders die Verantwortlichen atmeten auf, daß alles so gut gegangen war.

Die ganze Geschichte um den Roland hatte, wie schon gesagt, viel Wellen gemacht. Auch der Volkswitz war zur Stelle. Während man vor der Versetzung besorgt war, daß der Roland eines Nachts auf einen der vorbeirollenden Interzonenlastzüge fallen und dann unbemerkt nach Hamburg entführt werden könnte, war man nach seiner Vorwärtsbewegung stolz darauf, daß nun auch der älteste Bürger der Stadt bewiesen hatte, daß er ein fortschrittlicher Mann war. Die Wellen um ihn schlugen aber auch über die Stadtmauern hinaus. Sie gingen sogar bis über den Atlantik. Es landeten in unserer Stadt ein paar Zeitungsnotizen über das Geschehen um den Perleberger Roland aus großen Blättern jenseits des Ozeans. Die Wellen gingen aber auch, wie das eben bei allen „großen“ Ereignissen so ist, in die Schulstuben und in die Aufsatzhefte. In einem dieser Aufsätze schrieb ein Schüler unseres Kreises den schönen Satz: „An dem Roland in Perleberg geht viel Verkehr vorbei, darum wurde er verrückt.“

*

Der Roland von Perleberg steht nunmehr wieder festgegründet und festgefügt. Er waltet nach diesen Tagen der Unruhe wieder sicher und unbeirrbar seines Wächteramtes. Mögen die Menschen fernerhin Respekt und Achtung vor diesem Symbol haben! Mögen sie ihn nicht leichtfertig oder böswillig beschädigen oder beunruhigen! Möge vor allem die hier unbewußt zerstörende Jugend für ihre Kletterlust andere Objekte suchen! Ein hand-

geschmiedetes Gitter um den Sockel soll sie in Zukunft mit dazu anhalten.

So wird der Roland von Perleberg, der einer der letzten Zeugen seiner Art ist, auch in ferneren Jahrhunderten unserer Stadt als guter Geist erhalten bleiben. Es werden dann auch spätere Generationen zu dem wuchtigen Mann mit dem festen Mannesantlitz hinaufsehen können. Sie werden sich wie wir freuen dürfen an seiner aufrechten, stolzen Haltung, seiner Ruhe und Würde und der Klarheit des offenen, weithin schauenden und unbeirr-
baren Blicks. Sie werden wie wir glücklich sein können über die von ihm gekündete reiche und stolze Geschichte unserer Heimat. Und auch sie werden sich von diesem alten Symbol mahnen lassen, daß immer Ordnung und Gesetz das Fundament sein müssen, wenn das Leben in der Gemeinschaft blühen soll.

ALBERT HOPPE

*Da ich ein Knabe war, lockte mich südliche Ferne,
trug die Sehnsucht mich in ein sonniges Land.*

*Da ich ein Mann nun geworden unter der Heimat Sterne,
hält mich fest silbernen Flusses Band.*

*Halten mich Heide und Hügel, die heimlichen Gassen,
halten mich weite Felder, vom Wind überweht,
hält mich die Stille der leise raunenden Wälder,
wenn der Abend im Gold über den Wipfeln steht.*

*Immer, o Heimat, könnt deine Erde ich fassen,
immer und immer stehst du vor meinem Sinn,
dein will ich bleiben, wenn dich auch andre verlassen,
weil ich dich liebe, du Erde, der ich entsprossen bin.*

KURT VON RÖNNE



DER BAU DES KULTURHAUSES HAT BEGONNEN

In einem Reiseführer der Stadt Wittenberge, herausgegeben in den dreißiger Jahren, stehen folgende Zeilen:

„Theater? Nein, ein Theater hat Wittenberge nicht. Im Winter spielen auswärtige Bühnen hier, darunter auch das Schweriner Theater. Jedoch die Lichtspielhäuser bieten täglich ein reichhaltiges Programm.“

Viele Wittenberger werden sich noch an diese Zeit erinnern, als die Schauspieler der auswärtigen Bühnen im Stadtsaal ihr Bestes zu geben versuchten. Aber auch im damaligen Kaiserhof wurde oftmals gespielt, und auch „Emil“ Köller bereicherte die Programme seines Kinos mit einer Bühnenschau. So war es lange Zeit, und der Wunsch der Wittenberger, ein gutes

Haus mit einer großen Bühne zu haben, wuchs ständig, wurde stärker und drängte auf Erfüllung. Über Jahre hinaus haben die theaterbegeisterten Wittenberger von diesem Haus geträumt, haben diesen Traum durch die Zeiten des Faschismus und des unglückseligen Krieges bewahrt. Unter der Regierung des ersten deutschen Arbeiter- und Bauernstaates, der Deutschen Demokratischen Republik, soll er nun Wirklichkeit werden. In den ersten Januartagen dieses Jahres konnte man überall die freudigen Worte vernehmen: „Wir bauen! Wir errichten ein Theater! Endlich, lange genug haben wir gewartet.“

Nun ist es so weit. Aber wir bauen noch mehr als ein Theater. Wir errichten ein Kulturhaus, ein Zentrum der Kultur, mitten in der Stadt. Ich sage aus gutem Grund: Wir bauen!

Du, lieber Freund, und ich, wir sind die Bauherren, und nicht der Manager eines Vergnügungsunternehmens. Mit unserem Geld, mit dem unsere Regierung plant und arbeitet, wird diese Anlage geschaffen.

Der Theaterteil des Kulturhauses wird einen großen, lichten Saal mit 800 Plätzen und einer geräumigen Drehbühne haben, die auch die Ausführung großer Opern gestattet. Dem Saal vorgelagert ist ein Foyer, eine Wandelhalle mit Garderoben und einem kleinen Büfett, damit sich jeder während der Pausen erfrischen kann. Das Quergebäude, das den kleinen Saalbau, der etwa an der früheren Zimmerstraße errichtet wird, mit dem großen Haus verbindet, wird sicher die Stadtbibliothek, Lese-, Gesellschafts- und Versammlungsräume aufnehmen, vielleicht auch ein schönes, langgewünschtes HO-Café, ein Café „Warschau“ oder „Budapest“ en Miniatur. Genaues läßt sich im Augenblick noch nicht darüber sagen, doch sollten Kreis- und Stadtverwaltung darauf hinwirken. Es wäre gut, wenn unsere Stadtverwaltung rechtzeitig darüber sprechen würde, denn es muß vermieden werden, daß sich die Wittenberger wieder vor vollendete Tatsachen gestellt sehen, wie es bei der Bekanntgabe des Projektes in den ersten Januartagen der Fall war. Dafür wäre nicht nur die Bevölkerung unserer Stadt, sondern die des ganzen Kreises und der näheren Umgebung dankbar.

Eines ist gewiß, in nicht mehr all zu ferner Zeit werden frohe und festlich gestimmte Menschen in diesem Hause schöne und unvergeßliche Abende erleben. Varieté, Konzert, Oper, Schauspiel und Operette werden einander abwechseln, und wir, die Bauherren, werden in unserem eigenen Hause zu Gast sein. Daß es so wird, daß unser Leben reicher und schöner wird, dafür müssen wir alle sorgen, du, lieber Freund, und ich, durch unsere unermüdliche Arbeit, durch unsere nieversiegende Freunde am Schaffen, durch unseren Willen, unserem Volk und den Völkern der ganzen Welt den Frieden zu erhalten, durch unseren unversöhnlichen Kampf gegen die Menschen, die diesen Frieden, der so gut für uns ist, wie das Licht der Sonne, bedrohen.

ERWIN LADEMANN



Knabenbildnis, Zeichnung

Ein Besuch bei Professor Bertl

Wenn wir ihm gegenüber sitzen in seinem kleinen Atelier, dem immer freundlichen, immer liebenswürdigen Mann, sind wir sofort gefangen von der offenen Herzlichkeit seines Wesens.

Immer findet er Zeit, sich seinen Besuchern, die oft zahlreich am Tage sind, zu widmen, immer findet er Zeit, die an ihn gerichteten Fragen zu beantworten.

Doch wir fragen nicht lange, unsere Blicke werden von den Arbeiten gefesselt, die uns von den Wänden entgegenleuchten. Was sich uns dort bietet, ist köstlich und vielseitig. Wir sehen Zeichnungen und Radierungen, Holzstiche und Oelgemälde von ungewöhnlichem Reiz, und wir können uns kaum trennen von den Pastellen, die in brillanter Eleganz im Rahmen stehen.

Wir sind begierig, mehr zu sehen — so öffnet sich Mappe um Mappe. Jedes Blatt hat seine eigene Geschichte — einen langen Gang seiner Entwicklung. Besonders nehmen uns seine Radierungen gefangen, dort kommt sein ganzes Können, sein zeichnerisches Talent, sein ganzes künstlerisches Gestaltungsvermögen zum Ausdruck.

Wenn wir Professor Bertl bei der Arbeit sehen, dann ist das sonst so freundlich lächelnde Gesicht konzentrierte Kraft. Seine Augen beobachten scharf den zu erfassenden Gegenstand. Er arbeitet konzentriert. Ehrlich sich selbst und seiner Arbeit gegenüber hat er nicht Ruhe noch Rast, bis sein Werk so vollendet ist, wie es sein künstlerisches Gewissen ihm gebietet.

Jeder größeren Arbeit gehen eine Vielzahl von Skizzen und Studien voraus, die durch sein ungewöhnliches Zeichentalent oft selbst Kunstwerke von großer Ausdruckskraft werden.

Seine größte Stärke liegt zweifellos in den graphischen Künsten, in denen er „von der Pike auf“ zu Hause ist. Gerade diese handwerkliche Grundlage, die völlige Beherrschung der Mittel, ist es, was sich im fertigen Werk so wohltuend auswirkt. Niemals erleben wir billige Effekthascherei, alles, scheinbar auch die geringsten Kleinigkeiten, werden mit der gleichen Sorgfalt durchdacht und gestaltet. Die Arbeiten des Künstlers haben deshalb eine so große Ausdruckskraft, weil er nicht einfach abschreibt, was Natur und Gesellschaft bieten, seine Arbeit ist das komprimierte Erlebnis der Wirklichkeit, expressiv gestaltet, ohne formale Mittel zu benutzen.

Seit 10 Jahren ist Professor Bertl in unserm Kreis tätig und in Bad



Arbeiter aus dem Schwermaschinenbau, Kreidezeichnung

Wilsnack ansässig. Angebote aus Berlin, Potsdam und Schwerin, sich dort, in einer größeren künstlerischen Atmosphäre, niederzulassen, hat er abgelehnt.

Er entscheidet sich nicht schnell, das Bauernblut seiner Vorfahren, die alle seßhafte Bauern waren, hat auch ihm Seßhaftigkeit verliehen.

So soll dieses Jahr in Wittenberge und Perleberg sein Werk, soweit es zugänglich ist, in einer Gesamtschau gezeigt werden.

Es muß dem Kulturbund und dem Rat des Kreises gleichsam eine Ehre und Verpflichtung sein, einen würdigen Rahmen für diese Ausstellung zu schaffen, und man sollte dabei bedenken, daß Otto Bertl in Berlin, München, Dresden, Breslau, Stuttgart, Regensburg, Augsburg, Köln, Schwerin, Frankfurt/Oder, Potsdam, Prag, Rom, Paris, Stockholm, Brüssel, Helsinki, Lissabon und anderen Städten ausstellte. Er war auch bei der 3. Deutschen Kunstausstellung 1953 in Dresden vertreten. Seine Bilder wurden von den Galerien staatlicher und städtischer Sammlungen in Prag, Berlin, Wien und Nürnberg, um nur einige Städte zu nennen, angekauft.

Professor Bertl, der vor seiner Umsiedlung nach Bad Wilsnack eine Professur an der Kunstschule in Prag inne hatte, erhielt im Jahre 1939 den Rompreis. „Das bedeutet die Erfüllung der größten Sehnsucht eines jeden Künstlers. Ein Jahr Aufenthalt in Rom unter den günstigsten Arbeits- und Studienbedingungen.“

Weitere Etappen der Anerkennung seiner künstlerischen Leistung sind:

Der Albrecht-Dürer-Preis der Stadt Nürnberg,
der Peter-Perler-Preis der Stadt Prag.

Im Augenblick arbeitet Otto Bertl an einem Werk, das den Kultursaal der LPG in Wolfshagen schmücken soll.

In seinen Arbeiten der letzten Jahre sehen wir, daß die Entwicklung an ihm nicht spurlos vorübergegangen ist. Seine Sujets sind die neuen, denkenden und handelnden Menschen unserer Zeit.

Der Bauer, der voll Stolz die ersten Erfolge seiner neuen Züchtung prüft, der Arbeiter an seiner Maschine, der Arbeiterstudent und die neue Einstellung unserer Menschen zur Arbeit überhaupt, die nicht mehr der kapitalistischen Ausbeutung unterliegt.

Beim Abschied wünschen wir unserem Freund Otto Bertl, der auf der Höhe seines erfolgreichen Schaffens steht, daß sich weiter Erfolg an Erfolg reihen möge, zum Wohle der Kunst, sich selbst und uns allen zur Freude.

HANS SEILER

ZUM FRIEDRICH-SCHILLER-JAHR

Es gab eine Zeit, da man meinte, Schiller habe uns nichts mehr zu sagen. Nach 1871 schienen die Forderungen erfüllt zu sein, die man um 1848 als aktuell aus Schillers Vermächtnis herausgegriffen hatte. Es waren einmal die Forderungen des Marquis Posa: „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit“, zum andern die Mahnung des alten Attinghausen: „Seid einig, einig, einig!“ Schiller mußte nach der Reichsgründung von 1871 als Verkünder abgestandener Ideale erscheinen, und Nietzsche konnte das harte Wort vom „Moral-trompeter von Säckingen“ prägen. In den Jahren des faschistischen Terrors wurde uns zur Gewißheit, daß das Reich Bismarcks nicht den Idealen Schillers entsprochen hatte. Dieses Reich, das 1871 gegründet worden war, war ein Reich der gewissenlosen Geschäftemacher, denen Kunst und Religion nichts anderes bedeuteten als die Fassade, hinter der sie ihren Hunger nach Besitz und Macht stillen konnten. Hier war kein Platz für Männer, wie Schiller sie sah: für einen Ferdinand, um nur ihn zu nennen, der unerschrocken gegen Fürstenwillkür das natürliche Recht der Menschen vertritt und die Schranken niederzureißen versucht, die die Stände voneinander scheiden.

So nahen wir uns heute, da wir ein neues Reich aufzubauen haben, mit Ehrfurcht jenem Dichter, aus dessen Werk auch dort die reine edle Menschlichkeit spricht, wo wir in unserer Zeit andere Wege begehen als die, die er uns gewiesen hat. Mögen die Veranstaltungen, die sich über das ganze Jahr erstrecken, dieser Näherung dienen. Im Mittelpunkt der Festlichkeiten wird die Schiller-Feier in Weimar vom 8. bis 14. Mai stehen. Eröffnet wird der Festakt am 8. Mai mit der 9. Symphonie von Beethoven unter Leitung Professor Hermann Abendrots. Am 14. Mai wird Thomas Mann im Nationaltheater sprechen. In den Bezirken, Kreisen und größeren Orten sind Schiller-Komitees unter maßgeblicher Leitung und Mitwirkung des Kulturbundes gegründet worden. So ist der Überschneidung der Feiern Einheit und zugleich Gewähr geboten, daß auch in den kleinsten Landgemeinden des Dichters in würdiger Form gedacht werden kann. Noch in diesem Jahr gibt Alexander Abusch im Aufbau-Verlag eine achtbändige Schiller-Ausgabe heraus, weiterhin wird derselbe Verfasser ein 400 Seiten umfassendes Werk mit dem Titel „Schiller — Größe und Tragik eines deutschen Genius“ vorlegen. Wenn wir so des Dichters gedenken, der zu allen Deutschen spricht, wird das Schiller-Jahr der Einheit unseres Vaterlandes dienen, deren Wiederherstellung unser aller dringendes Anliegen ist.

KLINGNER

Stauffacher:

*Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt,
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg,
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet,
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und der fremde Herrenknecht
Soll kommen dürfen und uns Ketten schmieden
Und Schmach antun auf unsrer eignen Erde?
Ist keine Hülfe gegen solchen Drang?
Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewgen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt — Wir stehn vor unser Land,
Wir stehn vor unsre Weiber, unsre Kinder!*

2. Aufzug, 2. Szene



Foto: Fachgruppe Foto Wittenberge

Weg von Großbreese nach Kuhblank

ERWIN LADEMANN

Frühling

*Du schreitest träumend durch vertraute Gassen,
durch Häuserschluchten, die um dich erstehn,
du grüßt nur flüchtig im Vorübergehn
mit einem Lächeln, kaum den Gruß erfassend.*

*Wie Melodien schweben die Gedanken,
mit jedem Herzschlag drängend zum Akkord,
und oftmals formt dein Mund ein leises Wort,
ein Seufzen nur, dein Sehnen zart umrankend.*

*Du bist so glücklich, weil du ihm begegnest
im Stadtpark, wo die Rhododendren blühn,
und über Blütendolden, frischberegnet,*

*leuchten zwei Falter im Vorüberziehn.
Nichts auf der Welt gibt es, was dich betrübt,
denn du bist heut zum ersten Mal verliebt.*

Das blaue Wunder

Alljährlich im April tut es sich vor den Augen derer auf, die zu den Weinbergen bei Perleberg hinauswandern. Über die kahlen unbewaldeten ersten Anhöhen nahe Perlhof breitet sich dann der blaue Blütenesschichten aus.

Der lateinische Name dieser schönen Frühlingspflanze ist *Pulsatilla*, zu deutsch: die kleine Angestoßene, Angeschlagene, womit die Glocke oder Schelle gemeint ist. Im Deutschen hat die Pflanze viele Namen, die bekanntesten sind Kuhschelle und Küchenschelle. Der Sinn des Grundworts Schelle ist klar, es bezieht sich auf die glockige Form der Blüten. Auch der Name Kuhschelle ist einleuchtend, da einige *Pulsatilla*-Arten den Schellen ähneln, die in Gebirgsgegenden die Rinder auf der Weide tragen. Aber der Name Küchenschelle gibt Rätsel auf. Die einen erklären das Wort so: Küh-chen ist eine kleine Kuh, also bedeutet das mißverständene Wort

Küchenschelle eine kleine Kuhschelle. Aber hier stimmt etwas nicht ganz. Die Pflanze wäre zwar bei der Deutung ihrer Blüte als Schelle einer kleinen Kuh als Kühchenschelle oder natürlicher als Kälberschelle zu bezeichnen, aber als kleine Kuhschelle, d. h. als kleine Schelle einer Kuh gedeutet, müßte sie etwa den Namen Kuhschellchen erhalten! Eine andere Erklärung läßt die Küchenschelle wirklich wegen ihres Gebrauchs als Küchenkraut so benannt sein. Aber das ist kaum denkbar, da sie giftig ist, übrigens nicht nur der Saft, sondern auch ein flüchtiger Stoff, den sie ausströmt (er wirkt z. B. auf Ameisen, die mit der Pflanze in geschlossenem Behälter gehalten werden, betäubend oder gar tödlich).

Auf dem Weinberge kommen zwei Arten vor: die Gemeine Kuhschelle (*P. vulgaris*) und die Wiesenkuhschelle (*P. pratensis*). Beider Beinamen sind auch nicht glücklich gewählt, denn

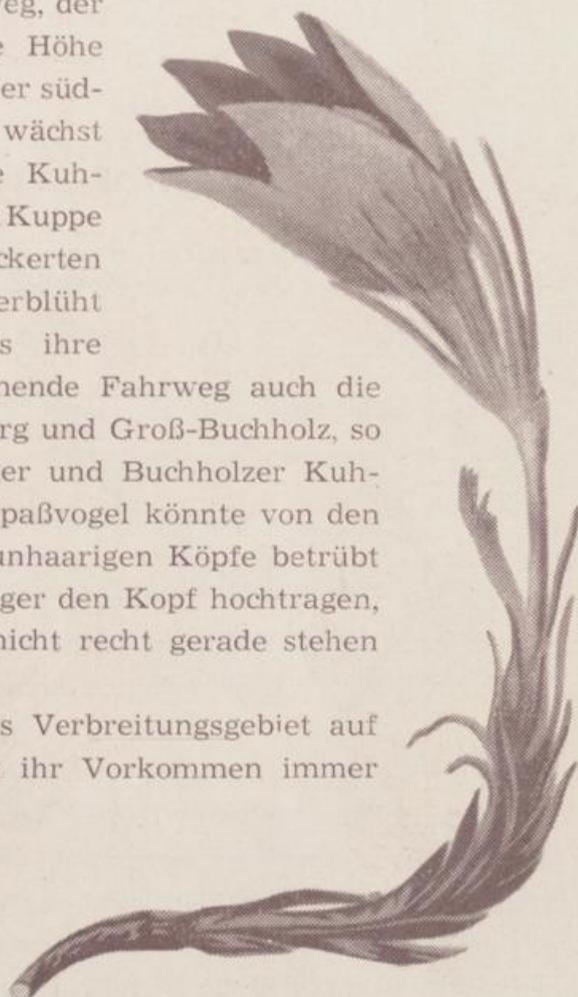


Schwarzblaue Kuhschelle

die Wiesenkuhschelle wächst nicht auf Wiesen und ist mindestens ebenso gemein, d. h. verbreitet, wie die Gemeine Kuhschelle. Beide Arten lieben trockene Orte, wie Heiden, sonnige Hügel, lichte Kiefernwälder. Diesen Standorten ist ihr Bau angepaßt; sie haben lange, tiefreichende Wurzeln und zur Einschränkung der Verdunstung zerteilte schmalzipflige Blätter und ein dichtes Haarkleid. Die Blüten der Gemeinen Kuhschelle sitzen aufrecht auf kurzen, schräg stehenden Stengeln, sind nach oben trichterförmig erweitert und außen rötlich, innen kräftig blauviolett gefärbt. Sie ähneln einigermaßen dem Krokus. Die Wiesenkuhschellen haben längere Stengel, an deren umgebogenem Ende glockenförmig geschlossene Blüten nach unten hängen; ihre Färbung ist dunkelviolett, ins Bräunliche spielend. Sie ähneln manchen unserer Glockenblumen. Im Sommer tragen beide Arten kopfförmige Fruchtstände, die wegen der langen zottigen Schweife ihrer Samenkörner als Hexenbesen oder -bärte bezeichnet werden.

Merkwürdig ist nun, daß die beiden Arten nicht durcheinander wachsen, sondern streng gesondert. Der Fahrweg, der von der Reetzer Chaussee auf die Höhe führt, trennt ihre Wohnstätten. Auf der südlichen, Perlhof zugewandten Kuppe wächst in dichten Beständen die Gemeine Kuhschelle, auf der nördlich benachbarten Kuppe mit dem Denkmal in mehr gelockerten Gruppen die Wiesenkuhschelle; sie erblüht zwei bis drei Wochen später als ihre Schwester. Zufällig bildet der trennende Fahrweg auch die Gemarkungsgrenze zwischen Perleberg und Groß-Buchholz, so daß man sie auch als die Perleberger und Buchholzer Kuhschellen unterscheiden könnte. Ein Spaßvogel könnte von den Buchholzern sagen, daß sie ihre braunhaarigen Köpfe betrübt hängen lassen, während die Perleberger den Kopf hochtragen, obgleich sie — sie sind ja blau — nicht recht gerade stehen können.

Jede Pflanzenart hat ihr bestimmtes Verbreitungsgebiet auf der Erde, nach dessen Grenzen hin ihr Vorkommen immer spärlicher wird. Die Gemeine Kuhschelle hat ihre Ostgrenze in der Prignitz, die Wiesenkuhschelle ihre Nordwestgrenze in der Altmark; oder anders gesprochen: nach der Eiszeit wanderte erstere von Westen



Gemeine Kuhschelle

her, letztere aus dem Südosten ein. Hier begegneten sie einander und leben sie nun nebeneinander, beide an der Grenze ihrer Lebensmöglichkeit als besondere Seltenheiten. Sie kommen in weitem Umkreise nur noch an zwei Stellen vor, die Wiesenkuhschelle auf der Kuppe des Weißen Berges, und die Gemeine Kuhschelle in ganz wenigen Stücken auf der des Schwarzen Berges. Alle Kuhschellenarten genießen wegen ihrer Seltenheit den staatlichen Naturschutz, sie dürfen weder ausgegraben noch gepflückt werden. Was übrigens auch zwecklos wäre, da sie im Gartenland nicht gedeihen und als Schnittblumen schnell verwelken.

Freuen wir uns vielmehr, wenn sie nun wieder als Frühlingsboten die Weinbergshügel schmücken und wir dort an ihnen unser blaues Wunder erleben können.

P. V.



Frühlingserwachen

Ein Vogelfreund erlebt die Stimmen der Natur!

*Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte,
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll durchs Land.
Veilchen träumen schon –
Wollen balde kommen.
Horch! Von fern ein leiser Harfenton –
Frühling, ja, du bist's –
Dich hab' ich vernommen.*

M ö r i k e

Nach dem Verschwinden des letzten Schnees in den Talsenken ist zwar auf den Ackerbreiten hier und da noch eine Wasserlache übrig geblieben und in den Gründen hält sich der Frost noch eine Weile, aber mit dem ersten Kiebitzschrei über den überschwemmtten Wiesen, den schwellenden Fliederknospen, der zarten Andeutung des Grüns der Gebüsche und Sträucher unserer Parkanlagen, dem ersten Saftauftrieb der Birken und Kastanien ist doch das Erwachen des Frühlings ebenso verknüpft, wie wir

es bei dem ersten Lerchenlied vernahmen, das über die kahlen Fluren unserer Heimat gleich einem Vorboten der erwachenden Natur in unsere Herzen drang. Und wie uns nun die fröhlichen Lerchenlieder mit ihrer lieblichen Wärme täglich umgeben, so erfreuen wir uns nicht weniger an Krokus und Scilla sowie den nickenden Schneeglöckchen in unseren Gärten, die mit ihren weißen Glöckchen den Frühling einläuten. Wenn — aus dem fernen Afrika kommend — das große Heer der Kraniche ihre „Gruh, gruh“ Rufe aus der Höhe zu uns herabdringen läßt und wir ihren keilförmigen Zügen nachschauen, dann wissen wir, daß bald des Winters Macht endgültig gebrochen ist und nun ein neuer Frühling anbricht, den wir uns alle sehnsüchtig herbeisehnen und ein befreiendes Aufatmen nach der harten Winterszeit mit sich bringt. Wenn nach den schönen Tagen des März dann noch einmal der Monat April mit seinen wetterwendischen Launen so manchen Tag mit einem griesgrämigen Gesicht versieht und uns heute Regen, morgen vielleicht noch einmal Schnee- oder Graupelschauer beschert, so hat doch die Sonne, die durch die dunklen Wolken bricht, mehr Kraft, um des Winters Tücken endgültig zu überwinden. So regt sich denn auch in den Vogelleibern ein starker unaufhörlicher Trieb und ein Lied noch zart und fein, dann aber laut und durchdringend entströmt ihren Kehlen.

Von der höchsten Spitze der Nordmannstanne klingen uns die „David“-Rufe der Singdrossel entgegen, am Wiesenrand singt der Goldammerhahn sein „Es, es, es ist noch früh“ in den Tag hinein, während die unermüdlich von Gebüsch zu Gebüsch eilenden Kohlmeisen ihr „fietig, fietig“ zum besten geben. Rotkehlchen, mit ihren treuherzigen Perlaugen, lassen ihre zarten Molltöne, die in lieblichen Trillerchen an unser Ohr dringen, aus Baum und Strauch hören.

Der Buchfinken schmetternder Schlag, die ihre Weibchen aus der fernen Sommerfrische zurückerwarten, begleitet das recht wohllautende, bald wie weltvergessen leise vor sich hinträllernde, bald in froher Frühlinglust laut aufjauchzende Lied des Grünfinken.

Neben dem Liebeswerben der Buntspechte, die uns mit ihrem Trommeln an trockenen Zacken von Kiefern und Eichen ein Konzert geben, das wir in unseren heimatlichen Wäldern nicht missen möchten, nehmen sich die Flötenrufe der Misteldrosseln, die uns aus den hohen Kiefern im Perleberger Forst nahe Bollbrück entgegenschallen, wie eine angenehme Begleitmusik in dem Waldkonzert aus, das uns Kleiber und Tannenmeise, Haubenmeise und Zaunkönig in mehr oder weniger liebreizenden Motiven zu Gehör bringen.

Auch der Eichelhäher mit seinem Imitationstalent zaubert uns die Stimmen von Mäusebussard und Nebelkrähe, Pirol und Wendehals in meisterhafter Wiedergabe hervor. Und in all diesem märchenhaften Erleben in unseren Forsten dudelt die Heidelerche über der Waldblöße ihr melancholisches Lied, das ganz der Einsamkeit angepaßt ist, und steigt gar noch höher zum Himmel empor, als es uns das Mäusebussardpaar in seinem Liebeswerben vor Augen führt.

In dem großen Waldbruche hat ein Kranichpaar, das sich aus dem keilförmigen Zuge der ostwärts weiter ziehenden Scharen löste, seinen vorjährigen Brutplatz aufgesucht und bereitet nun auf der kleinen Insel im Moor sein kunstloses Nest aus Riedgras und Seggenhalmen vor, in dem bald die beiden großen graugrünen, marmorierten und gefleckten Eier liegen. Sobald die ersten Sonnenstrahlen das graue einsame Moorbruch treffen, ertönen ihre Trompetenrufe durch den schweigenden Wald und ein Balzspiel von großer tänzerischer Begabung setzt ein, daß der alte Bastbock, der am Waldesrand die jungen Triebe des Heidekrautes äste, plötzlich aufwirft und mit hohen Fluchten dem nahen Kiefernhochwald zustrebt. Ein milder Windhauch streicht über das graue Moor, wärmende Sonnenstrahlen ergießen sich über das braune Moorwasser, lassen die Moorfrösche murren und die Stockentenerpel prahlen und treffen den alten Ringeltäuber, der seine Liebesarie in der mächtigen Kiefer gurrt, läßt das Starenvolk in der Eiche flöten, pfeifen und schnalzen wie toll, bringt den Eichkater in Liebesstimmung und trifft auch mich, der ich dem Frühling entgegenging.

Reizvoll und stimmungsgeladen sind die Frühlingstage, und so wandern wir durch unsere heimatlichen Wälder und Felder und können gar nicht genug von dem in uns aufnehmen, was uns die erwachende Natur bietet. Und so möchte ich denn mit den Worten des unvergeßlichen Heidedichters Hermann Löns schließen:

*„Laß' deine Augen offen sein,
Geschlossen deinen Mund
Und wandre still,
So werden dir geheime Dinge kund.“*

Konrad Krüger, Perleberg

PRIGNITZER PLATT

Dichtungen von Hermann Grabbe

En Gräwnis

„Bur Heß is dod! Bur Heß is dod!
He wär noch gistern frisch un rod.“

De Bodschaft güng von Mund to Mund,
Un ilig wär dat Dörp sei rund,
Un all de Nowers, all de Buern
Den Doden un sien Fru beduern.

„Dat wär“, seggt een, „een korte Freud,
Vörn Vierteljohr erst hemm'n se freit!“
Een änner seggt: „Dat is män god,
Dat de jung Fru nich kümmt in Not;
In d' letzte Stunn von sien kort Leben
Het he ehr alles noch verschrewen.“
De dritt, de meint: „Eeen geiht, een freiht!
Wer sich nu woll da rinfrein' deiht?“

De dodig Bur leg in sien Bedd
Un seeg so fründlich ut un nett.
Se leggten em up een Bund Stroh;
Sien Fru deckt mit een Deck em to
Und dacht dabi: „Nu is he dod!“
Un weent sich ehr beid Oogen rod.

Se schickt dunn hen noh Discher Pohl,
He sull doch ilig komen dol.
Un as de in dat Trurhus kem,
Un to den Sarg dat Moot sich nehmt,
Da schreit se lud: „Krischon, Krischon!
Wo werd mi, Krischon, dat nu gohn!“

Den ännern Dag würr schürt und rackt
Un Stuten un ok Koken backt;
Un as de Koken färig wär,
Weent se un seggt: „He itt niks mehr
Von dat Gebäck! Wär he nich dod,
Wo gern eet ik hüt Solt un Brod!“

As nu de Gräwnisdag kem ran,
Un all de Fründ un Nowersmann
An'n Kaffeedisch herümmer seten,
Seeg still se to, eet nich een beten
Un säd ganz sacht: „Krischon, lew Mann,
Wat fang ik nu ohn di woll an?“

Un as de Glocken fängen an
To lüden, da güng Mann bi Mann
Still hinnern Sarg. De Witfru güng
Neb'n Preester trurig her un füng
To jammern an: „Krischon, Krischon,
Wist du denn wirklich von mi gohn?“

An d' Graw stohn s' all so ernst un still.
De Preester red't, dat Gott sien Will
Ganz unerforschlich is. Twee Lüüd,
De sich har'n söcht und fun'n,
Un de de Kirch har beid verbunn'n,
Wär'n ut eenänner reeten hüt.
Doch müßten wi Gott walten loten,
Un müßten uns in Demut foten,
Un Trost von'n Himmel bidden raw. —
Noh'n Segen schüppten s' to dat Graw.

De Glocken klüng'n,
De Kinner süng'n,
De Folgers weenten lud und sacht,
Un se, se röp: „Wer har dat dacht?
Nu is hei dod! Uns Hus is leer!
Krischon, Krischon, kumm werrer her!“

Ganz langsam güng'n se üm dat Graw,
Ganz langsam güng'n s' von'n Kirchhof raw.
De Schult güng an de Witfru ran
Un säd: „Hör, Nowersch, mi mol an.
Du kannst doch so alleen nich stoh'n,
Müßt eenen hemm'n de plant und seit,
De plögt un egg't un heut un meiht;
Du müßt werr'r in den Eh'stand gohn.
Süh, da is Hanner Homeli;
Ik mein, de wär een Mann för Di,
Paßt in Dien Johren, hölt sich smuck
Un spölt keen Kortten, drinkt keen'n Sluck,
Het ok Verstand för Pär'd un Swien,
Un denn nennt he teihn dusend sien.“

De Witfru wischt ehr Trohnen weg
Un seggt: „Ick sülwsten, Nower, segg:
De Wirtschaft, de kann nich bestohn,
De Wirtschaft mütt to Grund'n gohn,
Wenn nich een Bur kümmt werrer rin.
Ik hew ok dacht in mienen Sinn,
As Hanner an dat Graw hüt stünn,
Dat de woll för mi passen künn.“

Twee Piower

De Englänner het een'n Sparr'n,
De Franzos mokt sich to'n Narr'n
De Berliner het een grot Mul,
De Piower, de is mulful.

Ens föhrt de Vullbur Krischon Schmok
Mit sienen Nower Hanner Klok
Noh d' Stadt. Se har'n de Hän'n sich drückt,
Har'n beten an de Mützen rückt
Un wären stegen in d' Kalesch.

As se nu kemen ran noch Bresch,
Wo een Slag Weiten wär to seh'n,
Säd Schmok
To Klok:
„De Weiten, de steiht schön!“

Bur Klok kickt sich den Weiten an,
Un Schmok, de tippt de Pärde bet an,
Un beid, de föhr'n so sachten fort,
Doch keener seggt een Wort.
Singt wo een Lerch sich in de Höcht,
Kickt jedwer noh un jedwer söcht,
Un beid, de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

Löppt mol een Hosen öwern Weg,
So kiken s' noh, bet he is weg.
Un beid, de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

Een Handwerksbursch kem bi se ran
An'n Wog'n, sprök üm een Gaw se an.
Und beid, de föhr'n so sachten fort,
Un keener seggt een Wort.

Doch as se kom'n noh Perl'berg ran,
Wo'n schönen Weitenslag füng an,
Seggt Klok
To Schmok:
„De ok!“

KULTURARBEIT IN DEN ARBEITSGEMEINSCHAFTEN

Aus der Tätigkeit des Kulturbundes, Ortsgruppe Perleberg

Vielleicht sprechen wir das Wort Kultur oft zu laut aus, daß es sich wie ein Schlagwort aufdrängt und auf diese Weise schal und seines eigentlichen Inhalts beraubt wird. Wer Kulturarbeit leisten will, muß wissen, daß man mit vorsichtigen Händen an die Arbeit gehen muß, daß man die Sinne der Hörer zu öffnen hat und fühlen muß, wie sich das Band zwischen Vortragendem und Hörer webt. Nur zu leicht kommen bei der Kulturarbeit Paradeveranstaltungen zustande, die im Augenblick wirkungsvoll sein mögen, die aber zuletzt jeden Inhalt verlieren, weil zwar der Vortragende vielleicht von sich und seinem Wort überzeugt ist, aber dabei jeden inneren Zusammenhang mit seinen Hörern verliert. Das soll nun nicht heißen, daß jede größere Zurschaustellung kultureller Arbeit vergeblich sein muß, auch die große äußere Wirkung ist zuweilen vonnöten, aber sie darf nicht zur Regel werden.

Die Ortsgruppe des Kulturbundes Perleberg hat seit Januar 1950 die Arbeit in Sektionen gepflegt. Es ergab sich dabei immer wieder ein Zusammenhalt zwischen Hörer und Vortragendem. Die Diskussion, die den Abend erst ihren letzten Inhalt verleiht, erwies sich immer wieder als fruchtbar und anregend für beide Teile. Die Vorteile der Arbeitsgemeinschaft liegen auf alle Fälle darin, daß man zu kleinsten Kreisen sprechen kann und daß sich von vornherein ein Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen dem Lektor und den Angesprochenen herausbildet.

Die ersten Arbeitsgemeinschaften, die die Ortsgruppe bildete, waren eine für Literatur und eine für Musik.

Die Arbeitsgemeinschaft Literatur brachte im Laufe der Jahre Referate, Lesungen und Berichte über Literaturen des In- und Auslandes. Der Hörerkreis schwankte zwischen 20 und 40 Besuchern, teils etwas weniger, teils aber auch etwas mehr, je nachdem, wie das vorher angekündigte Thema lautete. Aber auch der Referent war teilweise ausschlaggebend für die Besucherzahl. Es würde zu weit führen, wollte man an dieser Stelle alle durchgeführten Themen einzeln erwähnen. Darum sei im großen und ganzen nur einiges erwähnt: Es gab eine Vortragsreihe: Das deutsche Kulturerbe in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart, eine Reihe: Romane der Weltliteratur; Gegenwartsdichtung aus der DDR. Daneben einige Abende, die sich mit sowjetischer und amerikanischer Literatur befaßten. Es gab Abende, die wie Fanale aufleuchteten und wieder andere, aus denen man still nach Hause ging. Zu den ersteren gehören: Bert Brecht: „Der Kaukasische Kreidekreis“ und Pablo Neruda: „Holzfäller wach auf“; zu den letzteren ein Abend mit Hölderlin, Emil Strauß' Novelle „Der Schleier“ und Ernst Wiecherts „Kinderkreuzzug“. Viel ist hier schon geleistet worden,

und immer wieder erschließen sich neue Quellen, und immer wieder werden Hörer in den Bann dieser oder jener Arbeit gezogen.

Die Arbeitsgemeinschaft Musik befaßte sich unter anderem mit: Die Violine und ihre Meister, Das Cello und seine Meister, Der Tanz vom Anfang bis zur Gegenwart. Lieder nach gleichen Texten von verschiedenen Komponisten bearbeitet; Opernauszüge und ähnlichem.

Wenn auch nicht jede Veranstaltung jeden in gleichem Maße anzusprechen vermag, so ist doch auch hier Beachtliches geleistet worden. Am hervorstechendsten waren wohl ein Vortrag: „Paganini und sein Einfluß auf das Violinspiel“, sowie eine Veranstaltung mit Werken von „Richard Strauß, Marks und Hindemith“. Vor allem der letzte Abend fand ebensosehr Zuspruch wie Widerspruch.

Die Arbeitsgemeinschaft Vogelfreunde, gegründet 1953, befaßt sich mit Vogelaufzug, Rassenkunde, Vogelflug, Lebensmöglichkeiten der Tiere und ähnlichem. Hier sind immer wieder Interessenten am Werk, Erfahrungen auszutauschen und ihr Wissen zu erweitern. Erwähnt werden muß hier, daß diese Arbeitsgemeinschaft im Jahre 1953 zusammen mit den Aquarienfrenden der Ortsgruppe eine Großausstellung in Perleberg durchführten, die einen überaus regen Besuch aufzuweisen hatte; auch im Jahre 1955 soll eine Ausstellung durchgeführt werden.

In einer Arbeitsgemeinschaft Philatelie sind die stillen Sammler und Liebhaber der Briefmarken vereint. Allmonatlich finden sie sich zusammen in stiller Arbeit und im Erfahrungsaustausch.

Von einer kürzlich ins Leben gerufenen Arbeitsgemeinschaft „Bildende Kunst“ kann im Augenblick noch nicht berichtet werden, da diese Arbeitsgemeinschaft noch in ihren Anfängen steckt.

Alles in allem aber hat sich gezeigt, daß die Arbeitsgemeinschaften stille, kleine Kulturzentren geworden sind, die voller Leben stecken. Wenig nur dringt von ihnen an die Außenwelt, aber sie leisten wertvolle Arbeit, die nicht unterschätzt werden darf. Gerade durch die Arbeit der Sektionen wird der einzelne angezogen, gerade durch sie empfängt er seine Impulse und so mancher, der im Anfang vielleicht mißtrauisch das Ganze betrachtet hat, steht jetzt mitten in der Arbeit, ist ein bereiter Hörer geworden oder trägt selber mit seiner Kraft zur Ausgestaltung der Arbeit bei.

Es ist dies alles wohl ein Beweis dafür, daß der Weg, den die Ortsgruppe Perleberg gegangen ist, der richtige ist. Die Sektionsarbeit hat der Ortsgruppe selbst die Anerkennung des Kreises und der Bezirksleitung des Kulturbundes eingebracht. Diese Arbeit immer wieder zu vertiefen, sie aber auch durch Betreuungen in Schulen und Krankenhäusern hinauszutragen, wird immer schönste und vornehmste Aufgabe der Ortsgruppe bleiben.

Ein Wort an den Leser

Nachdem Sie nun das erste Heft „Unsere Heimat“ gelesen und betrachtet haben, interessiert uns, die wir die Zusammenstellung der Schrift besorgten und ihr Inhalt und Form gaben, wie Sie, lieber Leser, diese unsere Arbeit beurteilen. Außer der Kritik am vorliegenden Heft sind wir auch für Hinweise für die künftige Gestaltung dankbar. Wir wenden uns hiermit besonders an diejenigen, die an Kultur und Geschichte unserer Heimat besonders interessiert sind und mit Beiträgen in Schrift oder Bild unsere Zeitschrift mitgestalten wollen.

So hoffen wir, bald einen großen Leser- und Mitarbeiterkreis zu haben. Zunächst sind wir jedoch auf ehrenamtliche Mitarbeit angewiesen. Alle Urheberrechte für Einsendungen bleiben selbstverständlich beim Autor.

„Unsere Heimat“ wird zu Beginn eines jeden Monats erscheinen.

Bestellungen und Nachbestellungen von Heften, auch von Einzelexemplaren, sowie allen Schriftverkehr bitten wir an die Redaktion „Unsere Heimat“, Perleberg, Schließfach 26, zu richten. Bestellungen für die Zeitschrift sind auch über die Ortsgruppen des Kulturbundes möglich. Einzelabonnenten werden auf dem Postwege beliefert.

Bei allen persönlichen Anfragen bitten wir Sie, sich an die Kreisleitung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352, zu wenden.

Die Verwaltungen, gesellschaftlichen Organisationen, aber auch alle privaten Leser bitten wir zu überlegen, wie unsere Zeitschrift auch an westdeutsche Besucher weitergegeben werden kann.

Allen lieben Angehörigen, die fern von Ihnen weilen, wird die Schrift ein lieber Gruß aus der Heimat sein.

Der gesammelte und gebundene Jahrgang wird ein besonders wertvolles Geschenk sein und auch Ihren Bücherschrank bereichern. Am Jahresende wird durch uns, wenn Sie es wünschen, das Einbinden Ihrer gesammelten Hefte besorgt.

Unser beiliegender Veranstaltungsplan soll mehr und mehr alle im Kreise durchzuführenden Veranstaltungen aller Organisationen, der Klubhäuser, Betriebe, der Kinos, Theater und dergleichen enthalten.

Wir bitten alle Veranstaltungsträger, bis zum 25. eines jeden Monats für den kommenden Monat ihre Veranstaltungen mit der Angabe von Tag, Zeit, Ort sowie Themen und Referentenangabe, an uns zu melden.

Der Veranstaltungsplan wird auch einen Werbe- und Inseratenteil enthalten. Allen Unternehmen wird empfohlen, von dieser Werbung Gebrauch zu machen. Wir sind überzeugt, daß durch die Verbreitung „Unsere Heimat“ in alle Orte unseres Kreises und darüber hinaus, eine gute Werbekraft gewährleistet ist.

Geeigneten Personen, die in ihren Orten mithelfen wollen, den Vertrieb „Unsere Heimat“ zu organisieren und durchzuführen, wird eine entsprechende Verdienstmöglichkeit geboten.

Abschließend bitte wir Sie, lieber Leser, mitzuhelfen, daß „Unsere Heimat“ von allen an der Heimat interessierten Menschen gelesen wird; dadurch helfen Sie mit, die Schönheit unserer Heimat allen Menschen näherzubringen und wecken die Liebe zur Heimat.

Die Redaktion

Das Heft enthält

	Seite
Der Roland von Perleberg	2
Der Bau des Kulturhauses hat begonnen	12
Ein Besuch bei Professor Bertl	15
Zum Friedrich-Schiller-Jahr	18
„Frühling“ (Gedicht)	21
Das blaue Wunder	22
Frühlingserwachen	24
Prignitzer Platt-Dichtungen	
„Een Gräwnis“	27
„Twee Pirower“	29
Kulturarbeit in den Arbeitsgemeinschaften	30
Ein Wort an den Leser	32

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Hildegard Opalka, Erwin Lademann,
Hans Seiler

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Aprilheft 1955 . Preis DM 0,50

Foto des Titelblattes: „An der Karth^aene“, Köhn-Hellwig, Bad Wilsnack

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Di 280-55 - 3231

